

## Sorgenkinder

*Im Zivildienst fuhr unser Autor täglich eine Gruppe von Kleinkindern umher. Manche waren hyperaktiv, manche aggressiv, manche unterentwickelt. Neun Jahre später hat er sie wieder getroffen. Ihre Geschichten erzählen alle von schwierigen Anfängen – aber sie gingen sehr unterschiedlich weiter*

Von Johannes Böhme, SZ Magazin, 06.07.2017

Mein erster Tag begann mit einer Untertreibung. »Die sind etwas wild«, sagte der Leiter des Kindergartens. Und ich dachte: Wie schlimm können acht Kleinkinder schon sein?

Ich war 19 Jahre alt und hatte keine Ahnung.

Es war der Spätsommer 2007, und die Wehrpflicht hatte noch vier Jahre vor sich. Ich war Zivildienstleistender, Zivi, und stand in einem Kindergarten der Lebenshilfe in Appen-Etz bei Pinneberg. Viel weiter in der Hamburger Peripherie kann man nicht landen, ohne in Elmshorn anzukommen. Es roch nach Früchtetee, Seife und vollen Windeln. Und draußen vor der Tür, auf dem Parkplatz, wartete mein neues Arbeitsgerät für die nächsten neun Monate: fünf Meter lang, weiß von außen, rostig von unten, neun graue Stoffsitze. Es war ein alter Mercedes Sprinter. Damit sollte ich von nun an jeden Tag acht Kinder von zu Hause abholen.

Das erste böse Omen war der Rückspiegel. Den hatte mein Vorgänger nicht auf die Straße gerichtet, sondern auf die Rückbänke, auf die Kinder. So, dass er sie immer sehen konnte.

Als die Kinder eingestiegen waren, da waren sie noch höflich gewesen, etwas schüchtern. Sie hatten lauter Fragen gestellt:

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Wer bist du?«

»Was machst du hier?«

Und: »Woher weißt du, wo ich wohne?«

Aber nach 15 Minuten war es vorbei mit der Zurückhaltung. Die Kinder waren wie eine Schachtel trockener Streichhölzer: Brannte eines, brannten alle.

Am ersten Tag ging es so, oder so ähnlich: Sascha ärgerte Ronja, Ronja schlug Sascha, Sascha petzte, Lion kitzelte Ronja, und weil es da schon so viel Spaß machte, rangelte Kjell mit Patrick, dann fing David auf einmal ohne offensichtlichen Grund zu weinen an, und von irgendwoher flog eine leere Tupperdose durch den Bus, woraufhin ich zum ersten Mal den Wagen abstellte und ein Fünf-Minuten-Intensivverhör veranstaltete, um den Werfer zu finden.

Diese Kinder waren etwas Besonderes. Sie waren aufmüpfig, witzig, wild. Es waren Sorgenkinder, allesamt. Einige von ihnen konnten mit fünf Jahren nur schlecht sprechen, viele waren hyperaktiv, manche kamen mit anderen Kindern nicht zurecht, waren aggressiv, bissen, schubsten, traten. Bei einigen war es relativ harmlos. Bei anderen ging es mit vier, fünf Jahren schon darum, ob sie jemals ein normales Leben führen würden.

Ihre Probleme waren das, was sie vereinte. Was sie trennte, war ihre Herkunft. Es gab Kinder, die von der Sozialhilfe lebten; wo die Eltern manchmal eine Stunde auf den einzigen Bus zu warten hatten, wenn sie zum Elterngespräch in den Kindergarten kommen mussten. Andere Kinder hatten Eltern, die für Banken und Versicherungen arbeiteten und mit silberfarbenen Mercedes-Geländewagen auftauchten, um sich vorzustellen.

Keines dieser Kinder hatte einen leichten Start. Aber wo Armut die Probleme einiger Kinder verschärfte, dämpfte Wohlstand sie. Oder zumindest schien es damals so. Meine erste, katastrophale Fahrt mit diesen Kindern ist jetzt gut neun Jahre her. Ich habe mich immer wieder gefragt: Wie ist die Welt mit ihnen umgegangen? Mit ihrer Wildheit? Mit all ihren Problemen?

Im vergangenen Herbst habe ich angefangen, sie zu suchen. Sie sind jetzt Jugendliche, fast schon erwachsen. Sie haben ihre ersten Träume noch vor sich und die ersten Enttäuschungen schon hinter sich.

Nur ein Einziger lebte noch in derselben Wohnung wie damals. Alle anderen waren umgezogen. Manche nur eine Straße weiter. Andere nach Eckernförde oder Schwerin, mehr als hundert Kilometer entfernt. Die meisten leben noch bei ihren Eltern, nur einer nicht. Von acht Kindern wollte eines nicht in diesem Text auftauchen. Die anderen haben mir erzählt, wie es ihnen ergangen ist.

Dies sind sieben Geschichten über das Aufwachsen mit Problemen. Sieben Geschichten über Armut und Wohlstand, über Glücksfälle und Schicksalsschläge, über starke Eltern und schwierige Kinder. Die Geschichten von Sascha, David, Ronja, Lion, Lennard, Kjell und Patrick.

## Sascha

*Ich: »Hast du einen Lieblingsfilm?«*

*Sascha: »Slumdog Millionaire!«*

*Ich: »Dieser Film über einen Straßenjungen, der bei einer Quizshow gewinnt?«*

*Sascha: »Ja, die Farben waren so schön.«*

Ich weiß noch, wie Sascha mir zum ersten Mal den Krieg erklärt hat. Es war ein Herbstnachmittag. Die meisten Kinder waren eingeschlafen, saßen mit weggeklappten Köpfen auf der Rückbank und machten leise Schnarchgeräusche. Da löste Sascha mitten hinein, in diese Ruhe, auf der Hauptstraße seinen Anschnallgurt und sagte ganz ruhig: »Guck, ich habe mich abgeschnallt.« Ich dachte erst, ich höre nicht richtig. Wer nicht angeschnallt ist, fährt nicht mit, das war die Regel. Ich fuhr rechts ran, machte den Warnblinker an und sagte das, was ich dann immer sagte: »Gut, dann musst du hierbleiben.« Und wartete, dass Sascha nachgab.

Sascha sagte nur: »Ja, gut. Ist in Ordnung.«

Sascha war das einzige Kind im Bus, bei dem mir die Kontrolle ab und zu entglitt. Bei dem Worte, Ermahnungen, Ermunterungen und, zuletzt, Drohungen nicht

mehr halfen. Er war fünf Jahre alt. Ein blasses, kräftiges Kind. Er hatte abstehende Ohren, eine knubbelige Nase und sah aus wie ein zu groß geratenes Kuscheltier.

Natürlich konnte ich nicht wirklich einen Fünfjährigen an einer vierspurigen Pinneberger Hauptstraße absetzen. Aber ich konnte zumindest noch etwas länger so tun, als ob. Ich ging nach hinten, und ich weiß noch, wie ich dachte: Wenn du jetzt nicht bald nachgibst, kleiner Mann, dann hast du mich. Ich machte die Schiebetür auf und packte ihn unter den Armen. Ich hatte schon angefangen, ihn hochzuheben, da gab er endlich nach: »Nein, nein, nein, ich schnall mich auch an.« Sascha war in diesem Moment nur noch zwei Sekunden davon entfernt zu durchschauen, wie dünn meine Autorität, die Autorität der Erwachsenen, in Wirklichkeit war.

Er war ein intelligenter Junge, aber er wuchs in einer schwierigen Umgebung auf. Sascha wohnte in der einzigen Plattenbausiedlung weit und breit, dem »weißen Riesen« in Pinneberg. Er teilte sich eine kleine Wohnung mit drei Geschwistern. Er war eines der mittleren Kinder. Aufmerksamkeit bekam er nur, wenn er Unsinn machte. Sein Vater Alkoholiker, seine Mutter mit den Kindern überfordert. Seine Aufsässigkeit war nicht böseartig. Sie war seine Überlebensstrategie.

*Ich: »Wieso habt ihr die Sachen geklaut? Die aus der Tankstelle?«*

*Sascha: »Weiß nicht. Zum Spaß. Just for fun.«*

Die markanteste Veränderung ist seine Stimme. Sie ist jetzt tief, dunkel, mit 14 Jahren schon. Er trägt zu unserem Treffen einen grünen Rollkragenpulli, der ihn braver aussehen lässt, als er ist. Sascha lebt nicht mehr in Pinneberg, sondern am Meer, in Eckernförde. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht ist: Er lebt hier im Heim.

Sascha erzählt seine Geschichte mit so leiser Stimme, dass ich ihn oft kaum verstehe. Als würde er hoffen, dass all die unangenehmen Dinge verschwinden, wenn man sie nur flüstert.

Als das Jugendamt Sascha abholte, war er neun Jahre alt.

»Kindeswohlgefährdung« heißt die Begründung: Die Eltern waren zur Gefahr für ihn geworden. Sascha mag darüber nicht mehr sagen, als dass »es nicht mehr ging«.

Mit neun Jahren bekam ich auf einwöchigen Klassenfahrten vor Heimweh Bauchschmerzen. Sascha war mit neun Jahren auf einmal für immer auf sich gestellt. Es ist nicht ganz einfach, sich vorzustellen, was das mit einem so kleinen Kind macht.

Kerstin Bröther, die Leiterin des Heilpädagogiums in Eckernförde, traf Sascha im Kinderschutzhaus in Elmshorn. »Er war ein ganz knuffiges kleines Knuddelkerlchen«, sagt sie heute. »Er war ja noch so jung. So neugierig. Er wollte wissen, wie die Kinder im Heim leben, was sie den ganzen Tag machen und ob es Taschengeld gibt.« Bröther nahm ihn eine Woche später mit.

Sein Zuhause war von nun an das Heilpädagogium in Eckernförde, eine Parkanlage, die sich einen kleinen Hügel hochwindet, wo Zedern in den Himmel wachsen, Rhododendren die Wege säumen und jedes Kind sein eigenes Zimmer hat. Zunächst ging das gut. Sascha kam auf eine Gemeinschaftsschule und war kein schlechter Schüler. Er spielte Fußball, er schnitzte mit Holz, er ging zu den Pfadfindern und einmal die Woche zur Kunsttherapie. Er töpferte, malte, bastelte. Aber dann kam die Pubertät. Und Saschas Leben geriet wieder außer Kontrolle.

»Ich hab in letzter Zeit viel Scheiß gebaut«, sagt er. Es fing vor zwei Jahren an. Er hat sich mit Lehrern in der Schule gestritten, die anderen Schüler gestört und Missbilligungen gesammelt wie andere Panini-Aufkleber. Seine Schulakte enthält inzwischen einen daumendicken Stapel mit Einträgen wie »Wirft mit Papierkügelchen«, »Macht seine Hausaufgaben nicht«, »Beschmiert eine frisch gestrichene Wand im Nebenraum«, aber am häufigsten steht da: »Verlässt unerlaubt das Schulgelände«.

Er rennt weg, nicht nur aus der Schule. Im vergangenen Sommer haute er nachts immer wieder mit Freunden aus dem Heim ab. Sie zogen durch die Gegend, sie waren »dampfen«, wie Sascha das Rauchen nennt, sie tranken Wodka-Iso und hörten aus mitgebrachten Lautsprechern die Musik der Hamburger Rap-Clique 187 Straßenbande: »Heute druff, morgen sind wir Millionäre.«

Einmal klauten sie in der Nacht an der Tankstelle bei der Ortseinfahrt. Saschas Freund fragte nach der Uhrzeit, Sascha griff sich eine Haribo-Tüte und zwei Cola-Flaschen. Sie stellten sich ungeschickt an. Noch am selben Abend nahm die Polizei sie mit. Ein Richter hat Sascha dafür vor einigen Wochen zu zehn Sozialstunden verurteilt.

Und irgendwann im Spätsommer eskalierte es richtig. Es war ein warmer Abend, es war spät, und Saschas Kumpel war wütend, weil die Erzieher ihm sein Handy abgenommen hatten. Sie steigerten sich rein in diese Wut. Und dann nahmen sie schwere Steine und fingen an, Fensterscheiben einzuwerfen. Sie schlugen das Heim, ihr Zuhause, kaputt.

In dem Haus, an dem sie ihre Wut abließen, wohnen acht Kinder; einige sind erst fünf, sechs Jahre alt. Einige davon sind Kinder, die aus schlimmen Verhältnissen kommen. Und die jetzt mitten in der Nacht durch das Klirren von Scheiben und den dumpfen Aufprall von Steinen an der Hauswand wach wurden. Das Maß war voll. Die Heimleitung rief die Polizei. Die beiden wurden festgenommen. Sascha wartet jetzt auf seinen Gerichtstermin.

Natürlich hängt das auch damit zusammen, dass Sascha etwas fehlt. Jeder im Heim weiß, dass die Eltern nie ersetzt werden können. Dass die Betreuer nur Stabilität und Zuneigung bieten können und dass man dann auf das Beste hoffen muss.

*Sascha: »Ich möchte es jetzt wirklich besser machen.«*

*Ich: »Was möchtest du besser machen?«*

*Sascha: »Ich möchte endlich nicht mehr auffallen.«*

Saschas letzte Rettung sind nun Kurt und Kerstin Hass. Ein Ehepaar, beide ausgebildete Erzieher, die sich in ihrem eigenen Haus intensiv um vier Jugendliche aus dem Heim kümmern. Sie sind, so sagt es die Heimleiterin Frau Bröther, außergewöhnlich gut darin, aus Problemjugendlichen eigenständige, verantwortliche Erwachsene zu machen. Wenn Sascha eine Chance hat, dann bei ihnen.

Das Ehepaar Hass nimmt nicht jeden auf. Nur die, bei denen sie etwas Hoffnung haben. Sascha haben sie aufgenommen, weil er »nicht aggressiv ist und was im Kopf hat«, wie Herr Hass erklärt. »Er ist eigentlich ein guter Kerl. Nur eben ein Mitläufer, der sich zu Kriminellen hingezogen fühlt.«

Der Anfang ist nicht einfach. Sascha ist erst seit zwei Monaten bei der Familie Hass. »Wir erwischen ihn eigentlich täglich beim Lügen«, sagt Frau Hass. »Das ist eine typische Heimkind-Mentalität, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Die kommen damit auch meistens durch. Aber wir lassen da nicht locker. Wir rufen in der Schule an, wenn er sagt, dass er keine Hausaufgaben hat. Fragen dreimal nach, wenn er sagt, er habe seine Federtasche verloren. Es ist anstrengend, aber es muss sein, damit er aus dem Müll herausfindet, aus dem er kommt.«

Sascha hat auch schon einen eigenen Plan für eine bessere Zukunft: Er möchte Polizist werden. Ausgerechnet Polizist. Herr Hass meint dazu: »Er weiß ja wenigstens schon mal, wie Gangster denken.«

Ganz am Ende unseres Gesprächs fragt Sascha mich: »Hättest du das damals gedacht? Dass ich mal so werden würde? Dass ich rauchen würde und so?«

Es ist schon komisch, dass ausgerechnet das Rauchen so schlimm sein soll. Aber vielleicht ist es für ihn einfach ein Symbol. Ein Symbol für den ganzen Mist, der ihn zurückhält. Und in dem er eigentlich schon steckte, als er mir damals auf der Rückbank den Krieg erklärte.

## David

*Ich: »David, warst du mal im Iran?«*

*David: »Nein. Ich möchte da auch gar nicht hin.«*

*Davids Mutter: »David, du kannst deine Herkunft, dein Blut nicht ändern.«*

*David: »Ich kann mir schon vorstellen, dass das bald geht. Menschen werden ja auch bald unsterblich sein.«*

David hat morgens mit einem Kleiderbügel auf mich gewartet. Mit dem Kleiderbügel lenkte er seinen imaginären Bus durchs Wohnzimmer seiner Eltern. So

lange, bis ich mit dem richtigen Bus aufgetaucht bin. David war sehr klein, selbst für einen Vierjährigen, hatte einen dunkelblonden Topfhaarschnitt und eine sehr lebhaft Fantasia.

Er wohnte kaum drei Kilometer entfernt von Sascha. Getrennt durch ein breites Band aus Weizenfeldern und Baumschulen, das gleich hinter Saschas Plattenbau anfing und vor Davids Haus endete. Es waren verschiedene Leben.

David lebte in einem großen Backsteinhaus, mit Fenstern, die bis zum Boden gingen, voll mit Spielzeug und Bilderbüchern. Sein Vater arbeitete bei der Sparkasse. Seine Mutter war Zahnarthelferin, eine Deutsch-Iranerin, deren Familie 1979 vor der islamischen Revolution nach Deutschland geflohen war. Mit drei Jahren konnte David seine ersten Wörter buchstabieren. Mit vier fing er an zu rechnen.

Doch auch David war ein Sorgenkind. Als er in den Kindergarten kam, spielte er nicht mit anderen Kindern, sondern hing die ganze Zeit an den Beinen der Erzieher, buchstabierte vor sich hin, ging nie in die Sandkiste und war glücklich, wenn man ihm eine kleine Kopfrechenaufgabe gab. Und nach einigen Tagen biss er einen anderen Jungen mit voller Kraft in den Rücken. Spätestens da war klar, dass etwas nicht stimmte.

David war, wie so viele aus dem Bus, hyperaktiv. Und es gab damals den Verdacht, dass David eine milde Form von Autismus haben könnte. Mit vier Jahren konnte er nahezu sämtliche Stationen der Hamburger S-Bahn auswendig, was er mir jede Woche mindestens einmal ungefragt beweisen musste, indem er mir alle Haltestellen der S21 aufzählte. Aber Gefühle, Gestik, Mimik waren ihm oft ein Rätsel. Manchmal, wenn ich ihn anlächelte, dachte er, ich lache ihn aus.

Natürlich liebten wir, die Zivis, die Erzieher, eigentlich alle Erwachsenen, kein Kind so sehr wie David. Gerade weil er den größten, cleversten Dickschädel des Kindergartens spazieren führte. Einmal hat er mehrere Stunden am Stück geschrien, weil sein Kuscheltier-Ernie verlorengegangen war, wollte auch das Ersatz-Ernie-Kuscheltier nicht annehmen, das seine Mutter noch am selben Abend gekauft hatte – und war überglücklich, als sein eigenes am nächsten Tag wieder auftauchte.

*David's Mutter: »Was ist denn schlimmer: den Kindern etwas vorzuspielen? Oder etwas zu tun, was ihnen weh tut? Ich wollte ihnen nichts vorspielen. Ich wollte keine Lüge leben.«*

*David: »Ich bin trotzdem immer noch beleidigt.«*

Neun Jahre später ist es nicht das, was ich erwartet hatte. David lebt nicht mehr in diesem Backsteinhaus im Grünen. Stattdessen stehe ich an einem windigen Novemberabend an einer vierspurigen Straße, keine hundert Meter entfernt sind: ein »McDonald's« und der Gebrauchtwagenhändler Moayyed. Hamburg-Lurup ist ein Arbeiterviertel, hoher Migrantenteil, hohe Arbeitslosigkeit.

Oben, im dritten Stock, in einer modernen, hellen Wohnung, wartet ein schüchterner, schmaler 13-jähriger Junge auf mich, die Hände hinter dem Rücken, eine rahmenlose Brille auf der Nase und mit diesem Lächeln mit geschlossenen Lippen, das er als kleiner Junge schon hatte.

David ist fast genauso überrascht wie ich, dass er nun hier wohnt. Er lebt erst seit einem halben Jahr in Lurup. Die Eltern haben sich vor zwei Jahren getrennt. Sie haben das Haus verkauft, er wohnt jetzt mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester hier, den Vater sieht er oft nur am Wochenende. Jeden Tag muss er jetzt eine halbe Stunde mit dem Bus zur Schule fahren, was er hasst. Er nennt die Gegend »Ghetto-Lurup«. »Es ist einfach nicht schön hier«, sagt er. »Früher hatten wir den Blick auf die Bäume von der Baumschule nebenan. Und jetzt gucken wir hier auf die Hauptstraße, und um die Ecke ist »McDonald's«.

Er versteht eigentlich bis heute nicht, wieso das sein musste, die Trennung. »Wir waren doch eigentlich eine glückliche Familie?«, sagt er. Seine Mutter nimmt seine Hand in ihre, als er das sagt, und drückt sie ganz fest: »Du wirst es verstehen, wenn du älter bist. Wenn du selbst mal einen Partner hast und das zu Ende geht.«

»Nein, das werde ich nie verstehen«, sagt David.

Die Fassade von Davids Leben ist jetzt etwas grauer. Aber Fassaden können täuschen. Es wird viel gelacht in dieser Wohnung. Davids Leben ist seit dem

Kindergarten einfacher geworden, nicht schwieriger. Er geht auf ein gutes Gymnasium in der bürgerlichen Nachbarstadt Schenefeld – dasselbe Gymnasium, an dem ich vor zehn Jahren mein Abitur gemacht habe – in die achte Klasse. Er ist ein guter Schüler, vor allem in Chemie und Physik. Aber auch sonst sind es größtenteils Einsen und Zweien auf dem Zeugnis.

Aus dem Kind, das sich damals von niemandem etwas sagen ließ, ist ein sehr intelligenter, gut integrierter Jugendlicher geworden. Er schleppt Handyrechnungen von 107 Euro im Monat an, ist wie alle in seinem Alter ständig am Smartphone, spielt gern Fußball, ist untröstlich, wenn die Nationalmannschaft im EM-Halbfinale verliert, muss für die Schule kaum lernen und bringt trotzdem gute Noten nach Hause. Die Befürchtungen von damals, Autismus, Asperger: alle grundlos. Nach dem Kindergarten sind die Probleme einfach verschwunden.

»Ich habe mich angepasst«, sagt er. Es ist ihm inzwischen etwas peinlich, dass er Halb-Iraner ist. Das Land, aus dem seine Mutter als kleines Kind floh, schiebt er mit dem altklugen Satz weg: »Ich möchte fürs Erste Abstand zum Nahen und Mittleren Osten halten.« Er sagt es in diesem glasklaren Tagesschau-Hochdeutsch, das Lehrer so lieben. Und man merkt, er möchte vor allem eines sein: normal.

Er erinnert mich an einen ähnlich überartikulierten, schüchternen, etwas zu behüteten Teenager: an mich selbst, mit 13.

## Ronja

*Ich: »Was magst du gern?«*

*Ronja: »Handball, Tiere und Mama ärgern.«*

*Ich: »Und was magst du nicht so gern?«*

*Ronja: »Mathe, Englisch und Deutsch.«*

*Ich: »Du liest nicht gern, was?«*

*Ronja: »In Büchern gucke ich mir immer nur die Bilder an.«*

*Ronjas Mutter: »Ich habe ja versucht, ihr vorzulesen. Das hat nie lange gehalten. Sie ist wie ein Wirbelwind. Dabei habe ich immer gern gelesen. Den*

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

*Zauberlehrling von Goethe kann ich heute noch auswendig: Walle! Walle / Manche Strecke, / Daß, zum Zwecke / Wasser fließe...«*

*Ronja: »Streber!«*

Ronja war das einzige Mädchen, die Lauteste von allen, eine kaum einen Meter große, vier Jahre alte Naturgewalt. Ronja liebte nichts so sehr wie Pferde. Wir fuhren jeden Morgen an einer Pferdeweide vorbei, und jedes Mal, wenn sie ein Pferd sah, saß sie mit durchgedrücktem Rücken in ihrem Sitz und schrie: »JOHANNES, JOHANNES, EIN PFERD!!!«

Ronja hatte, unübersehbar, ADHS.

Sie war die Erste, die schon im Kindergarten Medikamente bekam. Das Ritalin kam in großen, gelben Tabletten. Ronja hatte aber überhaupt keine Lust, ruhiggestellt zu werden. Sie weigerte sich, die Pillen zu schlucken. Also versuchte ihre Mutter, sie ihr morgens unter die Cornflakes zu mischen. Ronja fischte sie dann meistens auch da wieder raus. Und irgendwann gab Ronjas Mutter auf, es zu versuchen. Es würde schon ohne Tabletten gehen.

Ronja wurde von ihrer Mutter allein großgezogen. Ronjas Eltern hatten sich einige Monate nach ihrer Geburt getrennt. Der Vater nahm sie am Wochenende, aber unter der Woche waren sie ein Team mit zwei Mitgliedern. Die Mutter verdiente das Geld als Altenpflegerin in Pinneberg, in einem Heim mit Personalmangel, in dem drei Pfleger auf vierzig alte Menschen aufpassten. Wenn sie nach Hause kam, versuchte sie ab und zu noch, Ronja etwas vorzulesen, aber meistens war Ronja zu wild und sie zu müde.

Am wohlsten fühlte Ronja sich damals, wenn wir mit den Kindern in den Wald gingen. Hier konnte sie ein bisschen so sein wie die Räubertochter, nach der sie benannt ist: wild und frei – ohne dass es jemanden störte.

*Ronja: »Dann schick mich doch auf die Montessori-Schule.«*

*Ronjas Mutter: »Nee, nee, nee, Ronja, du brauchst eine Schule mit Notendruck. Sonst wird das nichts.«*

Ronja wohnt nicht mehr in Pinneberg, sondern in einer dieser Wohnkasernen im Norden von Schwerin, die man nach der Wende gelb-rosa angemalt hat, damit sie nicht ganz so trist aussehen. Sie sind in den Heimatort ihrer Mutter zurückgegangen.

Als ich mich mit Ronja und ihrer Mutter an den Wohnzimmertisch setze, ist ganz schnell klar, was sich nicht geändert hat: Ronja hält es vielleicht drei Minuten neben ihrer Mutter auf dem Sofa aus, dann setzt sie sich auf den Boden, fixiert Mozart, den Kater und »einzigem Mann im Haus«, in einem Klammergriff, dass man Angst um die Gesundheit des Tieres bekommt, dann setzt sie sich wieder neben ihre Mutter, kneift ihr mitten im Satz in den Trizeps und ins Knie, steht wieder auf, holt einen Handball aus einer Kommode und räumt damit beinahe die Kaffeetassen vom Tisch.

Ronja ist, man kann es sich denken, nicht besonders gut darin, sechs Stunden lang auf einem harten Holzstuhl zu sitzen und Lehrern zuzuhören, wie sie den Dreisatz erklären. Sie hat in Englisch eine Vier, in Mathe auch, und »die Tendenz geht eher zur Fünf als zur Drei«, wie die Mutter sagt. Es ist nicht klar, ob sie den mittleren Schulabschluss schaffen wird. Und die Schule nimmt eben auch keine Rücksicht, wenn es andere Probleme gibt.

Ronjas Mutter hatte ein Jahr lang immer wieder Angstattacken, in denen sie das Gefühl bekam, dass ihr das Herz in der Brust explodiert. Wenn es ganz schlimm wurde, musste Ronja den Krankenwagen rufen. Meistens hat sie aber einfach ihre Hand auf die Brust ihrer Mutter gelegt und gewartet, bis deren Herz wieder ruhiger schlug. Und wenn es nachts passierte, hat Ronja sich oft neben ihre Mutter ins Bett gelegt, bis ihre Herzschläge synchron waren. Bis es so war, als hätten sie ein gemeinsames, ruhig schlagendes Herz. Aber die Lehrer wussten natürlich nicht, dass Ronja sich nachts um Mamas Herz kümmern musste.

Die letzte Panikattacke von Ronjas Mutter ist ein Jahr her. Es geht jetzt alles etwas besser. Und immerhin ist da jemand, der Ronja Halt gibt, der alles für sie tut,

anders als bei Sascha, der diesen Rückhalt nicht hat. Und Ronja hat etwas gefunden, in dem sie gut ist: Handball.

Ich ging einige Wochen nach unserem Treffen zu einem Spiel von Ronja. Sie spielt für den SV Grün-Weiß Schwerin, Rückennummer 28, die kräftigste Spielerin im Team, mit dem härtesten Wurf und dem inoffiziellen Rekord für gelbe und rote Karten.

Im Spiel reißt sie ihre Gegenspielerin fünf Mal auf genau die gleiche Art um: Sie packt sie bei der Hüfte, hebt sie hoch und wirft sie zu Boden. Irgendwann verlieren die Eltern der TSG Wismar die Nerven. »Jetzt reicht's aber!« – »Sach mal!« – »Is' jetzt mal gut?!« Und Ronjas Trainer sagt leise: »Die lässt sich fallen, die 14.«

Die 14, Ronjas Gegenspielerin, lässt sich definitiv nicht fallen.

Dann kommt endlich Ronjas Moment. Sie fängt einen Pass am Strafraum ab, entkommt ihrer Gegenspielerin. Sie läuft allein auf die total verängstigte, sehr zierliche Torhüterin zu, springt ab und hämmert den Ball oben rechts ins Eck. Schwerin gewinnt am Ende mit 31:18, mit fünf Toren von Ronja.

Ronja großes Problem ist, dass sie in einer Sache gut ist, die ihr in der Schule nicht hilft, wo sie stillsitzen muss, mehrere Stunden am Tag. Wo es nichts zählt, dass sie wendig ist, kräftig und zielsicher. Wo ist der Platz für ein Kind, das extrem geschickt ist – sich aber ums Verrecken nicht konzentrieren kann?

## Lion

*Ich: »Was möchtest du mal werden?«*

*Lion: »Dönermann.«*

*Ich: »Wieso denn Dönermann?«*

*Lion: »Weil es einfach ist. Oder Hacker! Hacker sind cool.«*

Sprechen kann so schwer sein. Starke Muskeln braucht man, Zähne, die einigermaßen richtig liegen, Kieferknochen, Luft aus der Lunge und Millionen von Gehirnsynapsen. Für Lion, diesen kleinen vierjährigen Jungen mit der hohen Stirn, den tiefliegenden Augen und den dicken Brillengläsern, war dieser Apparat eine einzige

große Überforderung. Lions »ch« hörte sich immer an, als würde er ein Haarknäuel hochwürgen. Seine Sätze waren Stummel. Er redete von sich selbst oft in der dritten Person: »Lion wi' nich'«, »Lion mag nich«, »Lion Toilette«.

Lion war der Kleinste im Bus, und er hatte ein außergewöhnliches Talent, sich in die unmöglichsten Schwierigkeiten zu bringen. Er fiel beim Aussteigen aus dem Auto aufs Gesicht, kippte sich beim Mittagessen den gesamten Inhalt eines 500-Gramm-Tomatensaucen- Glases auf die Hose und blieb mit seiner Zunge im Korb einer Nestschaukel hängen. Er konnte danach nicht recht erklären, was er mit seiner Zunge da versucht hatte.

Seine Mutter zog ihn und vier Geschwister allein groß, mit einem Gehalt als medizinische Fachkosmetikerin, später als Museumswärterin im Schifffahrtsmuseum. Sie stritt sich mit Lions Vater, ihrem Ex-Mann, einem Türsteher, um das Sorgerecht für Lion. Als ich sie kennenlernte, war sie von all dem so gestresst, dass ihr die Haare ausfielen. Sie trug immer bunte Kopftücher, um die kahlen Stellen auf ihrem Kopf zu verbergen.

Lion hatte als Baby später als andere Kinder angefangen, nach Dingen zu greifen, er hatte später angefangen zu krabbeln, später angefangen zu laufen, später angefangen zu sprechen. Als er in den Kindergarten kam, wurde er so hibbelig, dass ein Arzt ihm Ritalin verschrieb. Aber von dem Medikament lief er nach kurzer Zeit gelb an. Er musste es wieder absetzen. Und irgendwann fingen die Kindergärtner, Psychologen und Ärzte an, die Probleme in Lions Zuhause zu suchen. Vielleicht lag es ja an seiner Mutter?

»Die haben wirklich gedacht, dass ich Lion verblöden lasse«, sagt sie. Ihre zwei Mädchen hatten überhaupt keine Probleme gehabt – jetzt sollte es auf einmal an ihr liegen? Sie war außer sich. Aber wie beweist man, dass man sein Kind gut behandelt?

Lions Mutter hat zu jedem ihrer fünf Kinder einen anderen Vater. Aber sie war für ihre Kinder da. Sie hat ihnen abends vorgelesen, hat sich mit ihnen ins Bett gelegt und gekuschelt, die Hausaufgaben mit ihnen zusammen gemacht. Was sollte sie mehr tun?

»Da wird man sofort in die asoziale Ecke gesteckt. Es gab für jedes meiner Kinder einen guten Grund. Aber das verstehen die meisten nicht.«

*Ich: »Was für Musik hörst du?«*

*Lion: »Rap. 187 Straßenbande zum Beispiel.«*

*(Sein kleiner Bruder, der neben ihm sitzt, sucht ein Video bei Youtube heraus.)*

*Lion: »Nein, das ist nichts für dich! Ich darf das schon. Ich bin schon zwölf.«*

Das Alagille-Syndrom ist eine »multisystemische Entwicklungsstörung«. Die Eltern vererben sie an die Kinder. Wenn man Glück hat, trifft es nur die Leber, den Gallengang. Wenn man Pech hat, auch das Herz, das Auge, dann verformen sich das Skelett und das Gesicht, und das Gehirn ist beeinträchtigt. Es ist, als würde ein grausamer Gott mit den Teilen des Körpers Schiffeversenken spielen.

Die Krankheit wurde bei Lion erst vor fünf Jahren festgestellt. Er hat eine »schwere Lerneinschränkung an der Grenze zur geistigen Behinderung« – eine Folge des Alagille-Syndroms. Seine Leber ist nicht voll funktionsfähig. Er hat einen Nystagmus, ein Flimmern der Augen, bei dem seine Pupillen hin und her zucken wie ein Ball in einem Flipperautomaten. Er wird sein Leben lang darauf achten müssen, was er isst. Alles, was seine Leber belastet, ist tabu; er braucht viele leichtverdauliche Fette.

Die Diagnose war Schreck und Erleichterung zugleich. Erleichterung, weil sie endlich wussten, woran sie waren. Schreck, weil klar war, dass Lion für den Rest seines Lebens gegen die Krankheit kämpfen würde. Kein Arzt kann die Krankheit heilen, aber sie lässt sich mit richtiger Ernährung im Griff behalten. Wenn alles gut läuft, kann Lion so lange leben wie seine Geschwister.

Als ich ihm gegenüber sitze, halte ich es erst für die übliche Pubertäts-Mundfaulheit. Dass er immer nur so einsilbig antwortet. Immer nur: »Gut«, »schlecht«, »weiß nicht«. Aber so redet Lion. Lange Sätze strengen ihn an.

Lion ist groß geworden, aber schmal, als hätte man den kleinen Jungen einfach in die Länge gezogen. Die Familie wohnt in einem kleinen Ort namens Moorrege, der zwischen Elmshorn und Hamburg liegt und dessen größte Attraktion ein mit Algen zugewachsener Badesee ist, an dem ich als Kind ungezählte, sehr glückliche Sommernachmittage mit meinen Eltern verbracht habe.

Lion ist hier deutlich weniger glücklich, als ich es war. Im See war er nie. Weit von zu Hause weggehen darf er sowieso nicht, weil er leicht die Orientierung verliert. Doch das größte Problem ist die Schule. Das Mobbing fing schon in der Grundschule an. Da haben sie ihn gehänselt, weil er die Fragen der Lehrer nicht verstanden hat. Beim Fußballtraining haben sie ihn gehänselt, weil er den Anweisungen des Trainers nicht folgen konnte. Lion ist aufgewachsen mit dem Gefühl, zu dumm zu sein, zu langsam.

Er hat auf seine Art reagiert. Hat Feuerzeuge geklaut und versucht, sein Bett und seine Matratze anzuzünden. Seine Mutter lag abends mit ihm zum Kuscheln im Bett, als sie lauter schwarze Kreise mit braunem Rand fand, Kokelspuren, die die Matratze überzogen wie kleine Krater den Mond.

Ein anderes Mal rannte er vor den Augen der Nachbarn einfach auf die Hauptstraße, mitten in den Verkehr. Ein Nachbar zog ihn von der Straße. Offenbar wollte er, dass ein Auto ihn anfährt. Ein anderes Mal versuchte er, sich oben im Treppenhaus vom Treppengeländer zu stürzen. Man hat diese Hilfeschreie, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, »Selbstmordversuche« genannt.

Lion kam in die Psychiatrie. Und danach in eine neue Schule. Eine Sonderschule. Dort wurde es eine Zeitlang besser. Auf der Schule waren nur zwanzig andere Kinder, alles »Plüschis«, wie Lions Mutter sagt, also Kinder mit Behinderungen. Morgens hat ihn ein Taxi abgeholt und die sechs Kilometer ins benachbarte Tornesch gefahren. Es war eine sehr übersichtliche Schule, fast mehr eine

große Familie, und er gehörte zu den besseren Schülern. Aber die Schule wurde geschlossen.

Nun ist er wieder da, wo er angefangen hat. In einer normalen Schule. Es läuft nicht gut. Wenn er aus der Schule kommt, wirft er sich oft in Klamotten aufs Bett und steht bis zum nächsten Morgen nicht mehr auf. Seine Mutter muss ihn dann abends zwingen, zumindest noch etwas zu essen.

Er redet da nicht drüber. Wenn seine Mutter ihn fragt, ob es ihm schlecht geht, antwortet er: »Was denn?! Ist doch alles gut!«

Dabei will er natürlich dazugehören. Man sieht es daran, wie er die Kapuze hochklappt, sobald er das Haus verlässt, man sieht es an dem Stolz, mit dem er diese schwarze Bomberjacke trägt und die engen Jeans. Und man hört es in der Musik, die er mag. Wie Sascha liebt er die 187 Straßenbande mit diesen kompromisslosen Texten über das harte, schöne Leben. Über Alkohol, Drogen und was es heißt, ein Underdog zu sein: »Kiffen und schweben, es gibt nix zu bereden.« So heißt es in einem seiner Lieblingssongs. Dabei wird Lion weder Alkohol trinken noch kiffen dürfen – mit seiner Krankheit wäre es lebensgefährlich.

Ich hatte keine 500 Meter entfernt von Lions Zuhause meinen ersten Rausch. Ich war 15 Jahre alt, Silvester, ein Freund hatte Smirnoff Ice besorgt, und ich fühlte mich so unfassbar erwachsen, glücklich, euphorisch, als ich schwer angeschossen durch die Januarnacht taumelte. Ich weiß nicht, ob mich irgendein Argument damals davon abgehalten hätte, es zumindest auszuprobieren. Ob ich es ausgehalten hätte, der Einzige zu sein, der in einer Ecke steht und am Orangensaft nippt. Lion wird es aushalten müssen.

Er muss immer noch jedes Jahr ins Krankenhaus, immer das volle Programm, Uniklinik in Eppendorf, erst Kardiologie, dann Nephrologie, Leberambulanz, Stoffwechselambulanz und zum Schluss der Augenarzt. Einmal den gesamten Körper durchchecken lassen. Krankenhäuser werden Lion immer begleiten.

Auf den kleinen Jungen von damals wartet ein Leben wie ein Tanz auf einem schmalen, schwankenden Seil.

*Ich: »Was ist das letzte Buch, das du gelesen hast?«*

*Lennard: »Die Shindy-Biografie.«*

*Ich: »Shindy, der Gangsta-Rapper?«*

*Lennard: »Ja. Ich habe da viele Ähnlichkeiten gesehen. Für den war auch seine Oma das Allergrößte. Und der wollte auch immer arbeiten und Geld verdienen. Der hat wie ich Zeitungen ausgetragen. Ich war sogar bei einer Lesung und habe mir ein Autogramm abgeholt.«*

*Ich: »Hast du mit ihm geredet, mit Shindy?«*

*Lennard: »Nee, der redet nicht so gern.«*

Es tut richtig weh. Wie ungleich das Glück verteilt ist. Als ich der Mutter von Kjell und Lennard dabei zugucke, wie sie die Kaffeestunde mit ihren Jungs vorbereitet, muss ich die ganze Zeit daran denken, dass Lion jetzt wahrscheinlich voll angezogen in seinem Bett liegt, die Decke anstarrt und versucht, den Tag zu vergessen.

Sie erhitzt Milch für den Kakao. Dann holt sie eine Packung mit kleinen Marshmallows, die sie oben auf den Kakao legt. Sie schneidet Obst in Stücke, Äpfel und Birnen, packt den Kuchen aus, portugiesische Nata-Törtchen, Mohnkuchen, Apfeltarte. Dann ruft sie ihre großen, lichtblonden Söhne, 13 und 15 Jahre alt, dazu. Es ist ihr kleines Ritual am Nachmittag, wenn beide aus der Schule wieder da sind. Sie versuchen sich jeden Tag zusammenzusetzen, auch wenn das natürlich nicht immer klappt. Es ist inzwischen kaum vorstellbar, dass diese beiden mal richtige Sorgenkinder waren. Heute sitzen da zwei große, gutaussehende Jugendliche, essen Kuchen und erzählen von ihrem Tag, in diesem großen alten Haus, das mal zu einer Baumschule gehörte und von den Eltern wieder hergerichtet wurde. Man könnte die Szene fotografieren und in Schöner Wohnen abdrucken: glückliche, attraktive Menschen vor skandinavischer Inneneinrichtung. Dabei war es auch hier nicht ganz so einfach.

Als Kjell geboren wurde, war Lennard drei Jahre alt und wütend, dass er nicht mehr allein war. Es war fast so, als hätte Lennard geahnt, dass sie nicht viel verbinden würde. Dabei sahen sie sich schon als kleine Jungs so ähnlich. Sie hatten das gleiche

blonde Haar, etwas zu große Köpfe für ihre schmalen Körper, und sie schwankten, wenn sie auf meinen Bus zuliefen. Ihre Arme und Beine schienen zu schwer für sie zu sein. Als wären sie riesige Puppen, die an unsichtbaren, etwas zu lockeren Fäden hingen. Sie hatten beide eine Muskelhypotonie, eine schlaffe Muskulatur.

Lennard war fast sechs Jahre alt, als ich ihn kennenlernte, ein Jahr von der Einschulung entfernt, und konnte kaum richtig sprechen. Er nuskelte, war nur schwer zu verstehen. Mit anderen Kindern kam er nicht gut zurecht. Meistens schaukelte er allein im Garten, träumte sich in die Rolle des Bösewichts – Pirat oder Räuber – und nahm dann anderen Kindern ihr Spielzeug weg. Es schien fast undenkbar, dass er in einer Grundschule fünf Stunden am Tag Mathe- und Deutschunterricht mit- machen könnte.

Kjell war der Übermütige, Hyperaktive der beiden. Ein Junge, der sich eine Platzwunde am Türrahmen holte, sich das Blut abwischte und weiterspielte. Manchmal rutschte er so lange die Treppe auf dem Hintern hinunter, bis sein Rücken ganz rot war. Und während Lennard unkontrollierte Wutanfälle bekam, wenn er sich überfordert fühlte, wurde Kjell eigentlich nie wütend. Er war nur immer in Bewegung, trotz schlaffer Muskulatur.

Lennards Mutter erinnert sich, wie sie damals auf dem Sofa saßen und sich gefragt haben: »Wieso wir? Wieso ausgerechnet unsere Kinder?« Sie hatten selbst nie Probleme. Es war für sie nie so schwer. Der Vater spielte früher für den THW Kiel Handball, rechter Rückraum, war zweimal Deutscher Meister und wurde danach Abteilungsleiter bei einer Versicherung. Sie arbeitete für die Geschäftsführung eines großen Modegeschäfts.

Sie haben alles gemacht, um es irgendwie hinzubiegen. Lennard hat mit drei Jahren Logopädie bekommen, die erst überhaupt nicht geholfen hat. Zwei Jahre lang machte Lennard nur minimale Fortschritte. Die Eltern fuhren ihn trotzdem jede Woche wieder hin. Kjell bekam ebenfalls Logopädie, er ging zum heilpädagogischen Reiten, zur Krankengymnastik und zu Einzelstunden mit einer Pädagogin. Als beide Kinder im Kindergarten nicht zurechtkamen, haben sie nach einem neuen Kindergarten gesucht – und den Lebenshilfe-Kindergarten gefunden, in dem ich dann meinen Zivildienst geleistet habe. Sie gaben keine Ruhe, bis es besser wurde.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein halbes Jahr bevor Lennard eingeschult wurde, rief die Logopädin an und sagte: »Sie werden es nicht glauben, aber Lennard redet auf einmal fast normal.«

*Lennard: »Wir dürfen am Tag nur eine Stunde ins Internet. Das ist für uns sehr hart. Einen Fernseher dürfen wir auch nicht im Zimmer haben. Die 500 Euro für einen Fernseher habe ich eigentlich. Aber mir fehlt die Erlaubnis.«*

*Kjell: »Mir fehlt beides.«*

Lennard und Kjell gehen heute beide aufs Gymnasium. Sie sind eher mittelmäßige Schüler, aber »dafür, dass wir zwischendurch dachten, dass Lennard zum Beispiel auf eine Sonderschule muss, ist es doch nicht schlecht gelaufen, oder?«, sagt die Mutter.

Lennard ist ein etwas verträumter Einzelgänger, der er im Kindergarten schon war. Nur ist er jetzt 1,85 Meter groß, Schuhgröße 46 ½. Er wird noch wachsen.

Für Lennard steht fest, dass er mal seine eigene Firma haben wird. »Dann kaufe ich mir Wohnungen in New York und L.A. Und vielleicht auch eine in Hamburg.« Er war nie in New York oder Los Angeles. Es ist ein Traum, geboren aus Hollywoodfilmen.

Seine Mutter versucht ihn manchmal daran zu erinnern, dass er nicht nur aufs Geld gucken soll: »Es ist auch wichtig zu sehen, dass es Menschen gibt, denen es nicht so gut geht«, sagt sie dann. Aber da hört Lennard meistens nicht so genau hin.

Kjell ist der Offenere der beiden. Derjenige, der jeden Monat mindestens einmal zu einem Geburtstag eingeladen wird, der sich die Telefonliste seiner Klasse schnappt, wenn ihm langweilig ist, und so lange telefoniert, bis er jemanden zum Spielen gefunden hat, der dreimal die Woche beim Handball ist, einmal die Woche beim Tennis, ein blonder 13-jähriger Sonnyboy, mit dem jedes Kind sofort Freund sein will, der mit jedem kann, der niemandem lange böse ist. Man kann sich kaum einen unkomplizierteren Teenager vorstellen als Kjell.

»Wir machen uns um die beiden eigentlich keine Sorgen. Die werden ihren Weg schon gehen«, sagt der Vater heute. Es war ein ziemlich harter Weg zu diesem Satz.

Kjell und Lennard haben einen Vorteil, den ich von zu Hause nur allzu gut kenne: den Vorteil, in der Mittelschicht aufzuwachsen. Mit Eltern, die sehr weit gehen, damit das eigene Kind nicht zurückbleibt.

Ich weiß noch, welche Panik eine Vier minus in Englisch im ersten Jahr auf dem Gymnasium bei meinen Eltern auslöste. Danach musste ich wochenlang beim Abendessen englischen Satzbau, Präpositionen und Vokabeln vorbeten, bis aus der Vier eine Zwei geworden und das Gespenst einer Realschulkarriere gebannt war.

Die Mittelschicht in Deutschland ist immer noch beängstigend gut darin, neue Mittelschichtskinder zu produzieren. Das hat etwas mit Hartnäckigkeit zu tun. Und mit Wissen. Kjells und Lennards Eltern wissen, dass sie im Notfall Kindergärten und Schulen wechseln können. Sie wissen, wann ein Kind Logopädie braucht oder Krankengymnastik. Sie wissen, was es mit einem Kind macht, wenn man jeden Abend aus Büchern von Astrid Lindgren und Otfried Preußler vorliest. Genau hier fängt Ungleichheit in Deutschland an.

## Patrick

*Patrick: »Das war ganz schlimm, als meine Mama weg war.« Patricks Mutter: »Für mich war das auch ganz schlimm, Schatzi.« (Kurz ist es still. Sie zündet sich eine Zigarette an.)*

*Patrick: »Das ist ganz schlecht. Das Rauchen. Weißt du?«*

*Patrick's Mutter: »Ich weiß, Schatzi. Das ist giftig.«*

Die Eltern von Patrick, dem Jungen mit den dunklen Knopfaugen, haben sich vor 16 Jahren über einen SMS-Chat kennengelernt. Sie fand gut, dass er so lieb war. Er fand gut, dass sie ihm zuhörte. Sie mochten einander sofort. Beim ersten Treffen hat er sie vom Bahnhof abgeholt, und noch am selben Tag sind sie losgefahren und haben eine Matratze gekauft. Sie ist sofort bei ihm eingezogen.

Neun Monate später kam Patrick auf die Welt, mitten in der Nacht. Sein Vater kam zu spät zur Geburt, weil kein Geld für ein Taxi da war. Der erste Bus fuhr erst am

Morgen um sechs Uhr. Patrick war ein ruhiges Kind. Er hat sofort durchgeschlafen und fast nie geschrien.

Sie dachten erst, dass er vielleicht einfach zu faul zum Reden sei. Mit vier Jahren sprach Patrick immer noch nicht. Schließlich fand ein Arzt die Ursache: Er hatte Wasser hinter den Ohren, hörte nicht richtig. Er war gerade fünf geworden, als er endlich operiert wurde. Da war es eigentlich schon zu spät.

Patrick war, als ich ihn kennenlernte, weit hinter die anderen Kinder zurückgefallen. Manchmal kommt die ganze Ungerechtigkeit der Welt in einem Menschen zusammen: die Ungerechtigkeit der sozialen Herkunft, die Armut heißt, und die Ungerechtigkeit der Biologie, die Krankheit heißt.

Am Tag von Patricks Einschulung hat seine Mutter geweint. Es war keine normale Schule, auf die er kam. Es war eine Sonderschule, spezialisiert auf Kinder mit geistiger Behinderung. Die Kinder, die hier zur Einschulung zusammenkamen, saßen in Rollstühlen, einige konnten nicht sprechen, nur Laute machen. Und irgendwie wurde ihr da wohl zum ersten Mal so richtig klar, wie weit Patrick zurück war. Sie weinte, »weil mein Patrick da doch nicht hingehörte. Was machte der denn da?«

Der Tag von Patricks Einschulung ist neun Jahre her. Patrick ist immer noch auf derselben Schule, und auch sonst ist Patrick das Kind, bei dem sich am wenigsten geändert hat. Er wohnt in derselben Wohnung wie damals, er wird morgens mit einem Sprinter abgeholt. Er hat anders als die anderen Kinder nie aufgehört, diese Fahrt zu machen. Wenn er um drei Uhr nach Hause kommt, ist er meistens so müde, dass er Mittagsschlaf macht. Danach spielt er eigentlich immer auf dem kleinen Fernseher in seinem Kinderzimmer an der Playstation, bis es Zeit wird, ins Bett zu gehen.

Es gibt einige Fortschritte: Er spricht jetzt. Klar und deutlich. Aber in wenigen Worten, kurzen Sätzen und mit etwas kreativer Grammatik. Er kann lesen und schreiben, worauf er stolz ist. Es gibt bei Patrick keinen biologischen Grund, keinen Gehirnschaden, keine Erbkrankheit, die es unmöglich machen würden, dass er einen Hauptschulabschluss schafft. Und dennoch wird es dazu wahrscheinlich nie kommen.

Woran das liegt, kann niemand endgültig sagen. Eine Pädagogin, mit der ich spreche, vergleicht die Intelligenz eines Kindes mit einem Gefäß, das gefüllt werden

muss. Es gibt Kinder, die hatten schon immer mehr Platz in ihrem Gefäß. Aber die alles entscheidende Sache ist, dass es gefüllt werden muss.

An meinem ersten Tag im Kindergarten hatte mir mein Chef verboten, Patrick an seine Mutter abzugeben. Sie hatte gerade das Sorgerecht verloren, war drei Monate in der Psychiatrie gewesen, wegen ihrer Schizophrenie. Der Vater hatte das Sorgerecht.

Nur: Patricks Mutter war ausgerechnet am Abend, bevor ich Patrick erstmals nach Hause brachte, aus der Psychiatrie zurückgekommen. Sorgerecht hin oder her, sie kümmerte sich wieder um Patrick. Und natürlich wartete sie vor der Tür auf mich.

Da stand sie, diese kurze, stämmige Frau, mit ihren dunkelbraunen Augen, eingerahmt von den tiefsten, dunkelsten Augenringen, die ich je gesehen habe.

Ich hielt an und stammelte, dass ich ihr ihren eigenen Sohn nicht geben durfte. Sie verstand sofort, worum es ging. Sie ging wortlos wieder rein, holte ihren Mann, und das war alles, was ich von ihr in den nächsten neun Monaten sah. Fortan stand Patricks Vater an der Straße, ein langer, blasser Mann, der mit Patrick redete wie mit einem alten Kumpel.

*Patricks Mutter: »Manchmal geht er zum Jugendtreff nebenan. Aber da geht er nicht so gerne hin.«*

*Patrick: »Da habe ich keine Freunde. Da mag ich niemanden.« Ich: »Wieso magst du da niemanden?«*

*Patrick: »Weil sie mich beleidigen.«*

*Ich: »Was sagen sie zu dir?«*

*Patrick: »Penner, Asi, Hurensohn, du stinkst.«*

Patricks Eltern leben heute vom Arbeitslosengeld des Vaters und der kleinen Arbeitsunfähigkeitsrente der Mutter. Seine Eltern verlassen nur selten das Haus. Sie haben keine Freunde, weil sie niemandem genug vertrauen. Sie wurden zu oft

enttäuscht, sagen sie. Sie haben keine Hobbys, außer man zählt die Computerspiele des Vaters dazu, die er auf dem großen Flachbildfernseher im Wohnzimmer spielt.

Patrick's Mutter nimmt bis heute jeden Tag schwere Medikamente, Mittel, die schizophrene Schübe unterdrücken, und ein Antidepressivum. Und da ist immer die Angst, dass schon eine Kleinigkeit ausreichen könnte, damit sie wieder für Monate in der Psychiatrie verschwindet.

Dreimal ist das schon passiert. Beim ersten Mal war Patrick vier Jahre alt. Als sie nach drei Monaten aus dem Krankenhaus wiederkam, wartete Patrick im Hausflur auf sie. »Er hat irgendwie traurig geguckt und irgendwie fröhlich«, sagt sie. Das vorige Mal war vor fünf Jahren, als Patrick neun war.

Seit sie ihre Medikamente regelmäßig nimmt, ist es ruhiger geworden, stabiler. Sie kocht ihm Mittag- und Abendessen, Patrick hilft ihr dafür beim Abwasch. Und sie kämpft für ihr Kind. Immer wieder bittet sie die Lehrer, Patrick doch auf eine Hauptschule zu schicken. Die Lehrer vertrösten sie dann, weil sie wissen, dass Patrick dafür nicht bereit ist. Ab und zu fragt sie auch, ob Patrick nicht nach der Schule eine Lehre machen kann. Worauf die Lehrer meistens antworten, dass eine Behindertenwerkstatt doch nicht so schlimm sei. Und wenn die Lehrer vorschlagen, mit Patrick mehr »an der frischen Luft« zu machen, »weil er so blass ist«, schickt sie ihn zum Jugendtreff um die Ecke.

Nur: Da wird er oft gemobbt. Die Kinder aus der Nachbarschaft sehen, dass er morgens mit einem Bus abgeholt wird, auf dem hinten ein großes Schild einen Menschen im Rollstuhl zeigt. Für sie ist er »behindert«. Und dazu noch so schmal, blass, die Zähne sind oft nicht geputzt, sportlich ist er auch nicht. Vor einiger Zeit kam Patrick mit einer blutigen Nase von draußen wieder, und jetzt mag er nicht mehr zum Jugendtreff gehen.

Wenn Patrick an seiner Mutter vorbeigeht, streicht sie ihm sanft durchs Haar. Ihre Augen werden dann ganz weich. Sie möchte unbedingt, dass ihr Junge es schafft, ein normales Leben zu führen. Aber sie weiß nicht so richtig, wie sie das anstellen soll.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Patrick hat jetzt schon internalisiert, dass er in so gut wie jeder sozialen Hierarchie der im Keller ist. Die anderen Kinder nennen ihn »Asi«. Asozialer. Dieses Abgrenzungswort, das eigentlich heißt: Du bist nichts wert.

Immerhin hat er Falck, seinen besten Freund, den er mag, »weil er blond ist und blaue Augen hat«. Falck ist das optische Gegenteil von Patrick. Dieser hat ebenholzfarbene Haare und die dunkelsten Augen, welche die Natur zur Verfügung hatte. Aber Patrick trifft Falck nicht oft. Dafür müsste Patrick mit dem Bus fahren, und das schafft er viel zu selten. Aber wenn Falck vorbeikommt, kicken sie den ganzen Nachmittag auf dem Bolzplatz nebenan, bis die Sonne untergeht.

Und selbst wenn er allein zu Hause vor der Playstation sitzt, ist er doch nicht ganz einsam. Er will mir das unbedingt noch zeigen. Er sitzt auf seinem engen Holzbett, das die Form eines Raumschiffs hat. Minecraft heißt das Spiel. Patrick kämpft da in einer Fantasiewelt gegen Untote, hat ein eigenes Zuhause, mit Bücherregalen und Zaubertränken, und ein ganzes Rudel Freunde. Es sind Wölfe, die er gezähmt hat. Sie folgen ihm, wohin er geht, beschützen jeden seiner Schritte.

Ich denke, dass Patrick so etwas auch im richtigen Leben bräuchte.

## Coda

Es gab etwas, was sie damals alle gemeinsam hatten. Sie hatten ein Lieblingslied: *Seven Nation Army* von den White Stripes. Immer wenn das Lied kam, musste ich die Anlage aufdrehen. Dann brüllten acht Kleinkinder im Takt von Jack Whites Gitarre:

»I'm gonna fight 'em off!

A seven nation army couldn't hold me back!«

Oder zumindest brüllten sie etwas, was so ähnlich klang.

Ich fuhr Schlangenlinien, die Kinder wippten mit ihren Köpfen, und für einen Moment fühlte es sich an, als könnte sie wirklich nichts aufhalten. Als wäre alles, was sie zurückhielt, aufgehoben. Das Gefühl hielt genau drei Minuten und 52 Sekunden und endete mit drei Worten von Jack White, die für jedes dieser Kinder so anders klangen: »Go back home«.